



Glück auf!



Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Hindenburg Anzeiger“.

Nr. 268

Hindenburg, Montag den 22. November

1920

~ Asta Leoni. ~

Kriminal-Roman von Fr. M. White.

(1. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Nun ja,“ lachte der junge Arzt. „Auch ich kenne ja meinen kleinen Eigensinn und weiß, daß nicht viel mit ihm anzufangen ist, wenn er sich mal irgend was in das reizende Köpfchen gesetzt hat. Aber das Komteßchen wird nun doch bald lernen müssen, seine angebetete Hetty zu entbehren, denn ich trage mich sehr stark mit dem Gedanken, ihm besagte Hetty schon in allernächster Zukunft zu entführen.“

Wieder huschte ein feines Rot über die Wangen des jungen Mädchens.

„O Egon, wenn das Wahrheit werden könnte! — Ich kann dir's ja nicht mit Worten sagen, wie glücklich ich sein würde.“

Diesmal widerstrebte sie nicht, als er sie aufs neue in seine Arme nahm und ihren Mund küßte.

„Nur noch ein klein wenig Geduld, mein Liebling! Mit jedem Tage komme ich meinem Ziele um einen Schritt näher. Denn die Patienten strömen mir von allen Seiten zu. Und da sie fast ausnahmslos dem Bekanntenkreise der Gräfin Leoni angehören, werde ich bald daran denken müssen, mein Domizil in einem vornehmeren Stadtviertel aufzuschlagen. Dann aber werde ich es sicherlich nicht anders beziehen als in Gesellschaft einer gewissen jungen Dame, die dann nicht mehr Fräulein Hetty Fernau, sondern Frau Doktor Hardeck heißen wird.“

Der liebliche blonde Kopf schmiegte sich in hingebender Zärtlichkeit an seine Brust.

„Ach, wie froh werde ich sein, dies Haus verlassen zu dürfen!“ flüsterte sie. Und die Worte kamen ihr offenbar so aus dem tiefsten Herzen, daß der junge Arzt ein wenig verwundert fragte:

„Das klingt ja beinahe, als ob du dich hier unglücklich fühltest, Schatz! — Und bis zu diesem Augenblick war ich allen Ernstes eifersüchtig auf die Gräfin Leoni wegen der Liebe, mit der ich dich an ihr hängen sah.“

Hetty warf einen scheuen Blick um sich her, als fürchte sie, daß doch irgend ein Lauscher in der Nähe sein könnte, dann schüttelte sie den Kopf und sagte so leise, daß Hardeck Mühe hatte, sie zu verstehen:

„Ich habe sie wohl sehr lieb gehabt, weil mich ihre Schönheit und Lebenswürdigkeit bestach. Jetzt aber — jetzt ist es beinahe Grauen zu nennen, was ich in ihrer Gesellschaft fühle.“

„Aber, liebster Herzensschatz, was für eine unbegreifliche Wandlung ist das!“ erwiderte er in hellem Erstaunen. „Und sie muß doch irgend eine Ursache haben. Was hat die Gräfin getan, um dir Grauen einzusößen?“

„O nichts, das ich mit Worten wiedergeben könnte.“

Aber in manchen Augenblicken, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, hat sie ein so sonderbares, beinahe unheimliches Aussehen. Man könnte sich dann geradezu vor ihr fürchten — und ich fürchte mich auch. Ich habe immer die Empfindung, daß der Schatten irgend eines furchterlichen Ereignisses, wenn nicht eines Verbrechens, auf ihrem Leben liegt.“

Auch die Miene des jungen Arztes war allgemach ernster und nachdenklicher geworden.

„Es tut mir eigentlich weh, Liebling, solche Worte über die Gräfin aus deinem Munde zu hören. Denn du weißt recht wohl, daß sie sich gegen mich sehr freundschaftlich benommen hat und daß ich ihr viel verdanke.“

„Ja — ja — du hast es mir oft genug gesagt. — Aber hast du denn niemals darüber nachgedacht, welche Ursache ihr großes Interesse für dich haben könnte?“

Ein Rächeln ging über Hardecks Gesicht.

„Vielleicht wirst du mir noch einreden wollen, Schatz, daß sie in mich verliebt sei — die millionenreiche Gräfin in den unbekannten, mittellosen, bürgerlichen Arzt!“

Sein Rächeln hatte auf die junge Erzieherin nicht anstößend gewirkt. Der Schatten auf ihrem anmutigen Gesichtchen schien sich im Gegenteil noch mehr verdunkelt zu haben, und es klang nichts weniger als scherzhaft, da sie sagte:

„Ja — sie liebt dich, Egon — und du brauchst nur die Augen aufzutun, um es zu sehen. Nur weil dir ihr ganzes Herz gehört, gibt sie sich so viel Mühe, etwas Großes aus dir zu machen. All ihr Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, dich zu gewinnen. Und sie ist keine von den Frauen, die leichten Herzens entfallen, wenn sie sich erst einmal in solche Hoffnungen eingewiegt haben. Erst seitdem ich sie in Augenblicken der Selbstvergessenheit beobachtet habe, kann ich verstehen, daß es Frauen gibt, die ihre Männer ermorden, um in den Besitz eines Liebhabs zu gelangen — und die unbedenklich ein anderes Weib vernichten können, wenn es ihren Wünschen im Wege steht.“

Hardeck bläute der vor innerer Erregung Zitternden liebevoll in die tränenfeuchten, veilschenblauen Augen.

„Ne hätte ich's für möglich gehalten, daß so törichte Gedanken hinter dieser weißen Stirn wohnen könnten. Die Gräfin Leoni denkt sicherlich nicht daran, meinetwegen irgend jemanden umzubringen oder zu vernichten. In dieser Hinsicht darfst du fürwahr ganz unbesorgt sein, mein Lieb; denn ich habe nichts getan, was ihr eine so leidenschaftlich-dämonische Zuneigung hätte einflößen können.“

Hetty wollte ihm antworten, aber in diesem Augenblick

drang aus der Richtung her, wo sich die Schlafgemächer befanden, ein schwacher Schrei an ihr Ohr, der angstvolle, verzweifelte Aufschrei eines zu Tode erschrockenen Kindes. Und in höchster Bestürzung fuhr Hetty zusammen.

„Das ist Lydia,“ rief sie. „Das Mädchen muß davongegangen sein und sie allein gelassen haben. Ich muß auf der Stelle zu ihr.“

Hardeck machte keinen Versuch, sie zu halten. Aber er folgte der hastig Enteilenden bis fast an das Ende des Korridors. Und da umschlang er sie noch einmal, um einen heißen Kuß auf ihre Lippen zu drücken.

„Gute Nacht, mein Lieb!“ sagte er zärtlich, „denn ich weiß ja, daß ich dich heute nun doch nicht wieder zu Gesicht bekomme.“

Ein letzter, zärtlicher Blick — dann war sie ihm entschwunden. Aber als er sich dahin zurückwandte, wo die grüne Blätterwand den Gang gegen die Festräume hin abschloß, sah er die Gräfin Leoni vor sich, deren königliche Gestalt sich scharf umrissen von dem farbigen Hintergrunde abhob. Sie war ihm vielleicht niemals schöner erschienen als in diesem Augenblick. Ihre weißen Schultern hoben sich leuchtend aus dem tiefen Schwarz des Kleides, das schillernd wie die Haut einer Schlange ihren herrlichen Leib umgab. Die Diamanten in ihren Ohren und am Brustauschnitt ihres Gewandes aber sprühten, wie wenn ihr regenbogenfarbiges Strahlenfeuerwerk dem jungen Arzt in diesem Augenblick den Reichtum der schönen Trägerin doppelt eindringlich zum Bewußtsein bringen sollte.

Er wußte nicht, ob sie seine vertrauliche Verabschiedung von Hetty beobachtet habe. Aber er war fast geneigt, es anzunehmen, als er ihr ins Gesicht sah, in dies schöne elfenbeinfarbige Antlitz, das plötzlich einen Ausdruck zeigte, wie er ihn nie zuvor darauf wahrgenommen.

An den Winkeln des festgeschlossenen Mundes war ein seltsam harter, fast grausamer Zug, und in den dunklen Augen flimmerten bewegliche Pünktchen wie in den Bichtern einer sprungbereiten Katze.

Bewegungslos wie eine schöne Statue erwartete die Gräfin das Näherkommen des jungen Arztes. Als er sich eben mit einem kleinen Anflug von Verlegenheit anschickte, sie anzusprechen, glitt der Fächer aus ihrer Hand zu Boden, und Hardeck beeilte sich natürlich, ihn aufzuheben. Er glaubte an einen Zufall, ein besserer Frauenkenner als er aber würde leicht erraten haben, daß die Gräfin mit diesem kleinen Manöver nur habe Zeit gewinnen wollen, sich zu fassen. Denn als der junge Mann sich wieder aufrichtete, um ihr den Fächer zu überreichen, blickte er wieder in dasselbe bezaubernd liebenswürdige, lächelnde Gesicht, das er bisher als das einzige Antlitz der Gräfin Leoni gekannt hatte. Wahrhaftig, er mußte das Opfer einer sonderbaren Täuschung gewesen sein, als er eben die Augen eines weiblichen Dämons auf sich gerichtet geglaubt hatte. Denn auch ihre Stimme hatte ganz den alten schmeichelnd süßen Klang, da sie sagte:

„Ich danke Ihnen, Doktor Hardeck! — Aber Sie sollten nicht in abgelegenen Winkeln mit meiner Gouvernante tändeln — solche Scherze müssen Sie den unbedeutenden Beden da drinnen überlassen. Eines Mannes von Ihrer Art sind sie nicht würdig.“

Das alles klang so gütig und freundlich, daß selbst das feinste Ohr kaum etwas von dem Klange der Eifersucht herausgehört haben würde. Und Doktor Hardeck kannte die Frauen noch so wenig. Für ihn war es in diesem Augenblick eine völlig ausgemachte Tatsache, daß Hetty mit ihren Vermutungen auf einem ganz falschen Wege gewesen war. Und die Gewißheit, daß er der schönen, vornehmen Frau nichts anderes war als ein Arzt, zu dem sie aus irgend welchen Gründen besonderes Vertrauen gefaßt hatte, gab ihm den Entschluß ein, sie vor allem zur Vertrauten seines Herzensgeheimnisses zu machen. Glaubte er doch auch der Ehre des geliebten Mädchens eine Erklärung schuldig zu sein, die sie ein für allemal vor üblen Deutungen des von der Gräfin soeben beobachteten Vorganges schützte.

„Ich würde diesen Tadel und einen noch viel strengereren

verdient haben, Frau Gräfin,“ sagte er in der frischen, offenen Weise, die seinem Wesen etwas so überaus Sympathisches gab, „wenn es sich bei dem, was Sie eben gesehen haben, wirklich nur um ein oberflächliches Gefändel gehandelt hätte. Aber Sie taten mir ein wenig unrecht, mich solcher Leichtfertigkeiten fähig zu glauben. — Fräulein Hetty Fernau und ich kennen uns schon seit langem, und seit langem schon sind wir entschlossen, unseren weiteren Lebensweg gemeinsam zu gehen. — Aber meine Vermögenslosigkeit macht es mir zur Ehrenpflicht, die öffentliche Verlobung bis zu dem Augenblick hinauszuschieben, wo ich mir eine sichere Existenz gegründet haben würde. Und ich hoffe, Sie zürnen deshalb weder Hetty noch mir um unseres bisherigen Schweigens willen. Lassen Sie mich die Sünde dieser kleinen Heimlichkeit jetzt dadurch wieder gutmachen, daß ich Sie, Frau Gräfin, vor allen anderen Menschen zur Mitwisserin unseres Geheimnisses mache.“

Die Brust der Gräfin hob sich in raschen, stürmischen Atemzügen. Aber dies war auch das einzige Zeichen, durch das sich ihre Erregung kundgab. Und das Lächeln, mit dem sie vorhin den jungen Arzt wegen seiner unziemlichen Vertraulichkeit gegen die Gouvernante zurechtgewiesen, war noch immer auf ihren Lippen, als sie in heiter scherzendem Tone sagte:

„Das ist allerdings eine sehr überraschende Neuigkeit, Doktor Hardeck, und ich brauche wirklich ein wenig Zeit, mich an die Vorstellung zu gewöhnen, daß gerade Sie sich eine gewöhnliche Erzieherin zur Lebensgefährtin ausersehen haben. Natürlich müssen Sie selbst am besten wissen, was Sie zu tun haben, und mir bleibt nur übrig, Ihnen von Herzen alles Gute zu wünschen. — Aber möchten Sie nicht die Freundlichkeit haben, mir ein wenig Eis zu holen, lieber Herr Doktor? — Ich werde mich inzwischen auf etwas recht Schönes besinnen, das ich Ihnen noch sagen könnte.“

Hardeck mochte vielleicht einen etwas wärmeren Glückwunsch erwartet haben, denn das innige Interesse, das die Gräfin Leoni bisher an all seinen Angelegenheiten genommen, hatte ihn in dieser Hinsicht ein wenig verwöhnt. Aber er war bescheiden genug sich zu sagen, daß seine Verlobung und seine Heiratsabsichten für sie im Grunde doch höchst Gleichgültiges seien. Und mit einem Wort des Dankes wandte er sich zum Gehen, um den ihm erteilten Auftrag auszuführen.

Es würde ihn sehr nachdenklich gestimmt und vielleicht sogar mit einiger Besorgnis erfüllt haben, wenn er hätte sehen können, wie die schöne Asta Leoni in der nächsten Minute ihren kostbaren Fächer in Stücke brach, wie sie ihren langen schwedischen Handschuh von oben bis unten zerriß, und wie sie ihre weißen Zähne so tief in die Unterlippe grub, daß ein dunkelroter Blutstropfen unter ihnen aufquoll.

Für die Dauer einiger Sekunden lehnte sich das schöne Weib gegen die Wand, als wäre es von einem Schwindel befallen worden und fürchte, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Der rosige Schimmer war aus ihren Wangen gewichen, und in ihren unnatürlich weit geöffneten Augen war ein Oligern tödlichsten Hasses.

„Ihn an dieses Mädchen verlieren!“ murmelte sie. „Nein — nimmermehr! — Wir werden sehen, wer stärker ist — wir werden es sehen!“

Hinter ihr klang es wie das Geräusch näherkommender Schritte. Sie aber fühlte in diesem Augenblick nicht die Kraft, ihre furchtbare Aufregung hinter der Maske liebenswürdigen Gleichmuts zu verbergen. Mit der wilden Hast eines gehehten Wildes flog sie den Gang hinab, um wenige Sekunden später hinter der Tür ihres mit dem üppigsten Luxus ausgestatteten Schlafgemaches zu verschwinden.

Sie schob den Nagel hinter sich zu und warf sich über ein Ruhebett.

Keine erlösende Träne neigte ihr Auge, aber es schüttelte ihren Körper wie ein Krampf, und ihre Finger krallten sich in die seidene Decke, als wäre es das Herz der Nebenbuhlerin, das sie mit ihren Nägeln zerreißen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gefangene.

Von Ferd. Frhr. von Haedlingern

(Nachdruck verboten)

„Und ich sag' dir, Lene, laß den Christian Engler laufen, der Mann taugt nichts!“

„Laufen soll ich den lassen? Ja, da muß ich ihn doch überhaupt erst haben!“

„So, so, also so weit seid ihr noch nicht miteinander? Ich dachte, er hätte schon mit dir gesprochen! Na, dann ist's ja recht. Also, mein Kind, sei vorsichtig, ich weiß nicht, ich hab' so eine Ahnung, als ob er hier ins Buchthaus noch mal auf andere Weise hineinkommt, wie so als Dachdecker!“

„Aber Vater, der Christian ist doch ein gänzlich unbescholtener Mann und ein tüchtiger Geselle im Geschäft seines Vaters und dessen Stühel!“

„Alles gut und wohl, aber — aber!“

„Ja, warum laßt ihr ihn denn dann hier im Gefängnis arbeiten?“

„Der Herr Direktor will's, er hat einen Narren an dem dummen Kerl gefressen. Ich will ja nichts gesagt haben, aber . . .“, der Gefangenenaufseher Schwindemann unterbrach sich in seiner Rede, und da fuhr seine Tochter ärgerlich auf:

„Nu, reb' doch weiter! Brich doch nicht so mitten im Satz ab! Sprich dich aus! Wir kennen ja deine Art nun schon, daß du jeden für einen Verbrecher ansiehst. Das macht dein Beruf und der dauernde Umgang mit den Gefangenen. Es wird nicht lange mehr dauern, und du siehst auch in deiner Familie jeden für einen Gauner an.“

„Eben darum, weil ihr von dem Zeug da nichts versteht, als bringend nötig ist, habe ich meinen Sohn Walter zum Förster in die Leyre gegeben. Dort im grünen Wald wird man nicht so leicht zum Verbrecher; jezt dient er seit anderthalb Jahren bei den Jägern; da lernt er auch nur Gutes. Und du? Ja du kommst demnächst auch fort! Wohin, wissen Mutter und ich noch nicht; aber du sollst auch diese Gefängnislust nicht dauernd armen, 's schadet dem Menschen.“

Lene Schwindemann sah dem Alten, ohne ein Wort zu erwidern, ruhig nach, als er jezt sein stets geladen am Nagel hängendes Gewehr heruntergenommen, über die Schulter gehängt hatte und nun davonstapfte. Recht hatte der Vater ja in manchem, ein Vergnügen war es ja wahrhaftig nicht, so als Freier immer unter Gefangenen zu leben, selbst beinahe wie ein Eingesperrter; denn auch die Wohnung des Oberaufsehers Schwindemann lag innerhalb der dicken Mauern, auf denen eiserne Zacken und spitze Glascherben blühten, um das Uebersteigen zu verhindern.

Lene sah dem davonstreichenden Vater nach. So unrecht hatte er nicht. Es war ja manchmal recht trostlos. Nur das kleine Gärtchen, draußen, jenseits der Mauer, bot ihr hier und da Ruhe. Dort saß sie öfters, und dahin hatte sie auch der Christian Engler begleitet. Auch heute hatte sie sich nach des Vaters Ermahnungsrede wieder einmal in dieses einsame Fleckchen Erde geflüchtet und saß, vor sich hinträumend, in der kleinen Laube. Die Tür in der Mauer hatte sie nur leicht angelehnt; da knarrte sie leise in den Angeln, und ganz plötzlich stand Christian Engler vor ihr; er hatte sie hierher gehen sehen, folgte ihr aber erst, als er den Alten, vor dem er einen heillosen Respekt hatte, auf dem Felde hatte verschwinden sehen; denn er wollte allem Anschein nach die da draußen arbeitenden Gefangenen besichtigen.

Nun war der Alte fort, und die Luft war rein, und so schlich Christian in den Garten zu dem Mädchen. Es war einer jener heißen Frühlingstage, die den Menschen so schlaff und wohlthig müde machen, daß sie lieber träumen und nichts tun, als arbeiten. Christian ließ sich auf der Bank neben Lene nieder, und diese hatte nichts dagegen einzuwenden, im Gegenteil, sie freute sich, den frischen Burischen so nahe bei sich zu sehen; denn erst des Vaters

Worte hatten ihr Kargemacht, was sie bisher mit dumpf gefühlt hatte, daß sie den Christian gerne sah. Auch der in jedem Menschen stehende Widerpruchsgeist half ihr, sich schneller den Worten Christians zuzuneigen, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Ermahnungen schaden eben oft mehr, als sie nützen.

Eine ganze Weile hatten beide kein Wort miteinander gewechselt; jeder wartete, daß der andere den Anfang machen sollte; aber keiner traute sich so recht mit der Sprache heraus. Endlich fing Christian von ihrem Bruder an zu reden, und sie erzählte ihm nun, daß der nun schon seit einem und einem halben Jahre bei den Jägern sei und dabei bleiben wollte; später könne er sogar Revierförster werden. Christian fand das sehr vernünftig.

„Na ja, Fräulein Helene, sehen Sie, das ist wenigstens ein Beruf! Es gibt so viele, die ich nicht geschenkt haben möchte, so z. B. könnte mir einer noch was extra drauzahlen, ich würde kein Gefangenenaufseher sein mögen.“

„Meinen Sie, ich?“ fragte sie.

„Sie auch nicht?“ verwunderte er sich da doch, „wo doch Ihr Vater solch einen Oberposten da hat?“

„Ach Gott, wie satt ich das Leben hier habe, können Sie sich gar nicht denken!“ gab sie zurück.

„Nun, dem wäre ja schnell abzuhelfen“, fügte er leise lachend bei und sah sie so verliebt an, daß sie unter heißem Erröten sofort verstand, was er meinte. Sie gab indes nicht gleich eine Antwort, sondern sah zur Erde und spielte dabei mit der Spitze ihres zierlichen Schuhs im Sande; erst als er sie, noch immer schalkhaft lächelnd, von der Seite her ansah, fragte sie leise:

„Ja, und wie denn?“

„Wie denn“, lachte er, indem er ihre schlaff herabhängenden Hände ergriff, das Mädchen an sich zog und ihr unter Küssen sagte:

„Indem du mein kleines Frauchen wirst.“

„Ja, wie kann ich denn das?“ meinte sie und erwiderte innig seine Küsse.

„So, wie du es mir eben zeigst, indem deine Küsse mir immerzu „ja“, „ja“, „ja“ sagen“, und bei jedem „Ja“ gab er ihr einen neuen Kuß, und sie gab ihn zurück, bis sie endlich meinte, sie habe nun oft genug „ja“ gesagt. Da war er glücklich; die Uhr schlug 10, und er stand auf.

„Herzjemine, jezt hätte ich bald meine Arbeit vergessen! Also zu Mittag komme ich zum Vater und hole mir sein Jawort.“

„Ach!“ meinte sie schüchtern — — —

„Wie, ach? Paßt es dir nicht?“

„Doch, doch; aber — ja — weißt du, ich — muß erst Mutter einweihen, und dann kriegen wir zusammen Vatern schneller herum, denn der — —“

„Ja, ja, der hat was gegen mich! Der mag mich nicht leiden! Ich weiß 's; aber was ist's denn?“

„Ich weiß es selber nicht, Christian! Geh, sei gut und vernünftig. 's wird schon alles gut werden!“ Und nach diesen Trostworten ging Christian an seine Arbeit zurück.

Helene blieb mit ihren Gedanken allein in der Laube; da kam die Mutter. Sie wunderte sich, die sonst so rührige Tochter mit in den Schoß verschlungenen Händen vor sich hinträumend dazwischen zu sehen und glücklich lächelnd in den wunderschönen Maien tag zu schauen. Lene sprang beim Anblick der Mutter auf und fiel ihr halb jauchzend, halb weinend um den Hals. Da mußte die alte, gute Frau Bescheid, denn ihr war der Christian ja gerade auf dem Hof begegnet, und der pfiff sich da ein gar vergnügtes Lied und schwenkte fidel seine Arbeitsstappe.

„Wie sollen wir's dem Vater beibringen?“ fragte nun die Mutter.

„Ja, das ist ja auch meine Sorge; denn gerade vorhin, als er fortging, hat Vater mich noch dringend vor dem Christian gewarnt.“

(Schluß folgt.)

Denkspruch.

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier;
Wie Schatten auf den Wogen schweben
Und schwinden wir,
Und messen unsre trägen Schritte
Nach Raum und Zeit,
Und sind, und wissen's nicht, in Mitle
Der Ewigkeit.

Werden.

Weltspiegel.

Der Heilinstinkt bei Wilden und Tieren. Die meisten „Entdeckungen“ und „Erfindungen“ im Rahmen der medizinischen Wissenschaft sind lange vor ihrer offiziellen Anerkennung durch Forscher und Akademien dank jenem Heilinstinkt, der den primitiven Naturvölkern und nicht minder den Tieren innewohnt, bereits entdeckt gewesen. Daß dieser verblichene Heilinstinkt seit jeher bestanden hat, läßt sich unzähligen Sagen und den ältesten schriftlichen Ueberlieferungen entnehmen. Es handelt sich dabei, wie W. U. Nöldeke im „St. Hubertus“ ausführt, um das, was man bei den Wilden die „scharfe Sinne“ nennt. Das Leben in der Natur schärft ganz von selbst den Blick für Dinge, die in der Wissenschaft erst durch viele mühselige Forschungen erschlossen werden, und es steht z. B. fest, daß die Indianer über Sinne verfügen, die der kultivierte Europäer längst eingebüßt hat. Von Forschungsreisenden wurde vielfach die Verwendung heilkräftiger Kräuter bei unglücklichen Völkern festgestellt, um dann der Wissenschaft dienstbar gemacht zu werden. Das Auffinden der bei den wilden Völkern gebräuchlichen Heilmittel ist übrigens manchmal nicht gerade leicht, da einerseits Aberglaube und Heilkraft scharf getrennt werden müssen, andererseits die sog. Medizin- und Zaubermänner ihre Geheimnisse eifersüchtig hüten. Fest steht aber, daß gerade einige unserer besten Heilmittel der Medizin der Wilden zu danken sind, über deren Heilinstinkt man sich darum nicht erhaben fühlen dürfte. Den Heilwert der Chinakrinke gegen Fieber haben z. B. ursprünglich die Indianer festgestellt, von denen im 17. Jahrhundert die Spanier den Gebrauch lernten, bis schließlich in Europa auf chemischem Wege das bekannte Chinin hergestellt wurde. Das jedem Laien bekannte Cocain verdankt man dem Umstand, daß man südamerikanische Eingeborene beim Kauen der Blätter des Cocastrauches überraschte. Das Strychnin wurde in den Ignatiusbohnen entdeckt, die ein Missionar von den Philippinen nach Europa brachte. Die Eingeborenen auf den Philippinen bereiteten aus diesen Bohnen ihr wirksamstes Pflanzengift, heute aber wird durch Vermittlung des Arztes das Gift zum Zwecke der bestimmten Lähmungserfahrungen. Auch das Strophantia wurde bereits vor Jahrhunderten von Wilden als Pfeilgift benutzt, und zwar bereiteten sie es aus dem Samen der Strophantia pflanze, die zur Familie der Planen gehört. Selbst das Radium, auf das die moderne Menschheit so stolz ist, war seit altersher ein Volksheilmittel. Erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit wurde es durch die Forscherin Currie der regelrechten Wissenschaft dienstbar gemacht. Noch erstaunlicher ist es, mit welcher Sicherheit der Heilinstinkt der Tiere wirksam ist. Das weibliche Vieh z. B. trifft unter nützlichen und schädlichen Kräutern feinere Unterscheidungen, als sie selbst dem geübtesten Botaniker möglich sind. Häufig werden auch Stoffe, die Heilmittel darstellen, geradezu aufgesucht; hierher gehört z. B. die bekannte Tatsache, daß Schafe und Wildes Salz suchen. Ohne Uebertreibung kann gesagt werden, daß zahlreiche erkrankte Tiere sich für ihre jeweilige Krankheit passenden Kräuter suchen, daß die Fische bei Rheumatismus

River- und Sonnenbäder nehmen, daß Tiere bei Bruchschäden regelrechte Fastenkuren durchführen. Sogar den an Intelligenz sehr niedrig stehenden Fischen ist der merkwürdige Heilinstinkt gegeben. Das Laichen der Fische z. B. findet in Gebieten von ganz bestimmtem Salzgehalt statt. Unsere Flußaale wandern zum Laichen durch die Ost- und Nordsee bis in den Atlantischen Ozean, um erst jenseits von Großbritannien und Irland den geeigneten Salzgehalt zu finden. Die wilden Naturvölker und die Tiere haben also stets der medizinischen Wissenschaft als zuverlässige Pfadfinder und Bahnbrecher gedient.

Allerlei.

Sarras, der kühne Springer.

Der Prunksaal des Fürstenschlosses war festlich erleuchtet. Die ganze Hofgesellschaft hatte Einladungen erhalten und war erschienen, die Damen in großer Toilette, die Herren in Grad oder Uniform. Ein seltener Kunstgenuss stand ihnen bevor. Der berühmte Direktor Pulicini mit seinem noch berühmteren Floß-Zirkus war vom Fürsten aufgefordert worden, mit seinen braunen Künstlern bei Hofe eine Extra-Vorstellung zu geben. Drei Glockenschläge zeigten den Beginn der Vorstellung an. Direktor Pulicini im braunen Grad, brauner Weste, braunen Weinkleidern und braunen Lackshuhen führte seine kleine braune Künstlertruppe vor, erst gruppenweise in ihren Gesamtleistungen, dann die Einzelkünstler in ihren Sololeistungen.

„Jetzt werde ich haben die Ehre, zu zeigen den hohen Herrschaften meinen besten Künstler, Sarras, den kühnen Springer, in seinen unglaublichen Saltomortales“, verkündigte mit lauter Stimme Direktor Pulicini und setzte einen Floß auf den mit einem blendend weißen Tuche überzogenen Tisch.

Die Fürstin, in weit ausgeschnittener Kleide, die für die Produktionen der kleinen Zirkuskünstler ein großes Interesse gezeigt hatte, beugte sich vor, um die Kunst Sarras des kühnen Springers besser verfolgen zu können.

Der kleine braune Künstler saß einen Augenblick unbeweglich auf der weißen Fläche wie in tiefem Nachdenken versunken. Dann holte er aus, sprang in einem kühnen Bogen auf die blendendweißen Schultern der Fürstin und war im nächsten Augenblick unter den Brüsseler Spitzen, womit der Kaiserschnitt geschmückt war, verschwunden.

Es folgte ein Augenblick der schrecklichsten Aufregung. Die Fürstin war vor Schrecken über den unerwarteten Besuch einer Ohnmacht nahe. Der Zirkusdirektor Pulicini raufte sich die spärlichen Haare aus Verzweiflung darüber, daß sein bester und gewandtester Künstler, der „Star“ seiner Truppe, kontraktbrüchig geworden und ausgekniffen war.

Nachdem die anfängliche Bestürzung einer ruhigeren Auffassung Platz gemacht hatte, klüfferte die Fürstin der ersten Hofdame einige Worte ins Ohr, und gleich darauf verschwanden beide im anliegenden Salon. Nach einigen Minuten trat die Hofdame wieder in den Saal zurück. Ihre Antitz war freudig gerötet, und vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger eingeklemmt brachte sie den kontraktbrüchigen Künstler zurück und überreichte ihn dem glücklichen Zirkusdirektor mit den Worten:

„Wir haben ihn wiedergefunden.“

Pulicini nahm, nachdem er vorsichtig erst die Spitze seines Zeigefingers, dann die seines Daumens angeleckt hatte, den Glückseligen aus der Hand, — oder vielmehr aus den Fingern der Hofdame entgegen und kehrte ihn mit zärtlichen Blicken. Plötzlich wurde sein Auge fix, sein Antitz entfärbte sich, und mit brechender Stimme rief er: „Entschuldigen Sie, Frau Gräfin, das ist nicht der meine, das ist ein ganz anderer Floß!“

Dahlberg.